

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 271.

Mittwoch, 4. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Kämpfer? Der Deutsche, der Erfinder? Wie dumm, daß sie gestern in unverkennbarer Spannung auseinandergegangen sind. Halt, ein Gedanke: er wird zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und sich, wie immer, mit Eleganz aus der Affäre ziehen.

Hermann Kämpfer ist nicht wenig erstaunt, in aller Herrgottsfrühe vom Hoteldirektor und von einem Kriminalbeamten aus dem Bett gebeten zu werden. Seine Laune ist wenig besser als beim Schlafengehen; er hatte große Hoffnungen auf die Unterhaltung mit Dahlskop gesetzt; trotz aller Nüchternheit und der Gewohnheit, nur mit Tatsachen zu rechnen, hat er unwillkürlich Lustschlösser gebaut. Die Enttäuschung war groß. An Schlaf war nicht zu denken; ununterbrochen haben die Gedanken sich mit den Fragen beschäftigt, ob seine Ablehnung die richtige Haltung ist und was er zu beginnen hat, wenn die Verhandlungen mit Dahlskop ergebnislos verlaufen.

Er bestätigt den frühen Besuchern, daß er Dahlskop von seinen Verhandlungen und einem kurzen Besuch auf einer seiner schwedischen Besitzungen her persönlich kennt. Sich selbst kann er selbstverständlich ausweisen; bitte, da ist kein Paß.

Verblüfft lauscht er dem knappen Bericht des Beamten. Das scheint ja eine sonderbare Angelegenheit zu sein, in die er da hineingezogen werden soll. Eigentlich hat er keine Veranlassung, Dahlskop aus der Patsche zu helfen; seine Selbstsucht und sein Hochmut waren nicht geeignet, Nächstenliebe auszulösen. Warum soll gerade er ihn ausweisen? Es gibt in London sicherlich Leute, die ihn besser kennen als er.

Der Kriminalbeamte blickt Hermann verblüfft an, als er fragt, weshalb man gerade auf ihn verfallen sei. Der Hoteldirektor legt sich ins Mittel; Mister Kämpfer möge doch bedenken, daß Mister Dahlskop sicher ohne eigenes Verschulden in diese schwierige Lage geraten sei. Jeder Mensch könne schließlich mit der Polizei zu tun bekommen, ohne gerade den Paß zur Hand zu haben. Außerdem sei er nicht sicher, ob es sich bei dem Ersuchen Scotland Yards, durch einen Besuch an der Aufklärung mitzuwirken, nicht um eine Vorladung handle.

Hermann versteht. Da wird nichts zu machen sein; wenn die Polizei Wünsche hat, hat der Bürger sie zu erfüllen. Er kleidet sich an.

Inspektor Gurrin empfängt Hermann und den Hoteldirektor in erwartungsvoller Spannung und gemessener Liebenswürdigkeit. Neugierig ist er nun doch, ob der Besserte der weltbekannte Großindustrielle ist. Er bittet zunächst um die Pässe, prüft sie eingehend und klärt danach auf. Eigentliches Mißtrauen setze die Polizei nicht in die Angaben des Mannes; selbstverständlich sei sie jedoch zur Prüfung verpflichtet. Man wisse ja, was alles so passiere in der Welt und ganz besonders im großen London. Zum mindesten müsse man es zunächst noch als verwunderlich bezeichnen, daß

man es unter solchen Umständen mit einer so bedeutenden Persönlichkeit zu tun bekäme; noch auffälliger sei, daß der Mann nicht wisse, wie er an den Tatort gelangt sei. Wann Mister Kämpfer ihn zuletzt gesehen habe?

Hermanns Verwunderung steigt. Das ist allerdings sehr merkwürdig. Er stutzt: Wird ihm da nicht die Lösung für Dahlskops Verhalten auf dem Präsentierteller geboten? Mache Dahlskop gestern abend nicht ganz den Eindruck eines Sonnambulen? Hat er Dämmerzustände?

Er berichtet über seine Beobachtungen und Vermutungen.

Gurrin verzieht das Gesicht, als hätte er Essig getrunken. Haben denn alle Mediziner die Neigung, Unklarheiten vom nachsehenden und verzeihenden Standpunkt des Arztes aus zu deuten? Er ist Praktiker, Kriminalist, Mann der Tatsachen; Ungreifbares liegt ihm nicht und ist ihm unangenehm. Leugnen kann er nicht, daß es Zustände wie die in Rede stehenden gibt, aber es wäre ihm lieber, wenn er den Mann scharf ins Kreuzverhör nehmen könnte.

Dahlskop sitzt bereits angekleidet im Lehnstuhl. Sein Kopf ist verbunden. Er lächelt sauer.

Der Hoteldirektor begrüßt ihn mit weltmännischem Schwung und läßt dabei einen Schwall von bedauernden, anteilnehmenden Redensarten vom Stapel.

Hermann prüft das blasser Gesicht und die unruhigen, erschöpften Augen des Geldfürsten. Natürlich ist das Dahlskop; der Mann sieht ja aus, als hätte er eine Krankheit auf Leben und Tod überwunden. Er ist so vollkommen unbefangen, daß er von der Begegnung am verflochtenen Abend unmöglich etwas wissen kann; wenn der Mann aber schauspielert, dann ist er ein Meister dieser Kunst. Doch das ist ja Unsinn; so kann kein Mensch sich verstellen.

„Ich danke Ihnen!“ flüstert Dahlskop, nachdem der Zweck der Anwesenheit der Herren erfüllt ist. „Erlassen Sie es mir bitte für jetzt, mehr zu sprechen; es strengt mich zu sehr an. Ich werde mir erlauben, Sie aufzusuchen.“

8.

Ein Mann „von Format“.

Die Ärzte haben Dahlskop Ruhe verordnet. Er faßte die Anweisung als nur für den Körper geltend auf. Den Versuch, auch eine geistige Ruhe zu gewinnen oder zu erzwingen, unterläßt er von vornherein als aussichtslos; seine Gedanken lassen sich weder Untätigkeit noch eine Bewegungsrichtung vorschreiben.

Die seelische Spannung, die ihn nach Whitechapel getrieben hat, erscheint ihm jetzt fremd und unbegreifbar; gleichzeitig fühlt er mit tieferinnerer Gewißheit, daß sie ihn zu ihrer Zeit doch wieder überfallen, beherrschen und an den Rand des Lebens hegen wird, genau so wie der Morphinit sich zu Zeiten über die mordende Wirkung des Giftes klar ist, ihm aber dennoch immer wieder verfällt.

Hat das alles sich erst gestern abend abgespielt? Erst

in dieser verschlossenen Nacht? Seinem Gefühl nach liegen die Vorgänge weit hinter ihm. Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß der Hunger nach Entspannung befriedigt ist; die Weisheit ist ja uralt, daß der Satte den Hungrigen nicht verstehen kann.

Er hat wieder einmal Dusel gehabt. Ja, er hat Glück; das ist sein Geheimnis. Er ist unerschütterlich fest davon überzeugt, daß er wie früher und diesmal auch in Zukunft immer wieder wie die Kacke auf alle viere fallen, sich schütteln und weiter schreiten wird, als sei nichts geschehen. Er hat die richtige Methode; man darf nicht hinter dem Glück herlaufen und um seine Gunst betteln; man muß es packen und schlagen, dann allein bleibt es hörig.

Berwegen muß man sein und Nerven muß man haben und die eiserne Stirn. Nun, er besitzt die Eigenschaften, die das Glück zwingen; das hat er schon oft genug bewiesen, damals, als er als Holzaufkäufer den ersten großen Wurf tat, und später. Er muß noch jetzt lachen, wenn er daran denkt. Nach schwerer Wirtschaftskrisis, die die Rohstoffpreise schier ins Bodenlose geschleudert hatten, hatte er den Zeitpunkt des Umschwungs richtig erraten. Was lag näher für ihn, als daß er sich „einschaltete“, billig kaufte und seine Firma höhere Preise zahlen ließ? Die Bestechungssummen, die notwendig wurden, damit seine Firma die Rechnungen über die höheren Summen, er selbst jedoch die Differenzbeträge bekam und die Mitwisser schwiegen, standen in keinem Verhältnis zu dem in kurzer Zeit „gemachten“ Vermögen. Das war aber auch wirklich nichts für ihn, das Jammerleben mit ein paar tausend Kronen Einkommen jährlich, damit hätte er nie und nimmer reich werden können. Und das wollte er; das wollte er mit einer Entschiedenheit, die alle Hemmungen zertrat wie ein Elefant Buschgras. Ob seine Unternehmungen Schiebungen waren? Vielleicht wären sie für die Betrug gewesen, die die Gesetze des Staates auf sich beziehen — für sich selbst läßt er den Begriff nicht gelten. Er lebt nach seinen Wünschen, seinem Willen und nach eigenen Maßstäben und Gesetzen. Reichtum und Macht heißen seine Ziele; ob die Wege zu ihnen gerade oder krumm verlaufen, das ist lediglich eine Frage der Zweckmäßigkeit; Hauptsache ist, daß er die Ziele erreicht.

Der zweite große Wurf gelang ihm mit der Erwerbung der Mehrheit des Aktienkapitals der Zündholzfabrikationsgesellschaft „Evenska“; mit ihr hat er in der Industrie Fuß gefaßt und die Plattform für weitere Finanzgeschäfte von stetig wachsendem Ausmaß gewonnen.

Das Fingerspitzengefühl für die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse bleibt ihm treu. Er ahnt Haussen und Baissen — Preissteigerungen und Kursstürze — voraus und „liegt immer richtig“; er hat den besonderen Sinn für die Spekulation, das gewagte Geschäft, und nukt ihn aus. Sein Vermögen wächst; er spekuliert glücklich mit allen möglichen Werten, mit Wertpapieren und Devisen so gut wie mit Grundstücken, Metallen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Mit den Riesengewinnen kauft er die Zündholzfabriken seines Vaterlandes auf, gründet er den Dahlskop-Trust — den Ring seiner Unternehmungen — und gliedert ihm im Laufe der Jahre, Kriege, Inflationen und Deflationen Bergwerke, Kugellagerfabriken, Banken und Eisenbahnen an sowie Telephonfabriken und riesigen Wald- und Grundbesitz.

Er lebt zurückgezogen. Die große Öffentlichkeit kennt ihn kaum dem Namen nach; sogar dem Photographieren und Gesichtwerden weiß er sich zu entziehen, und sei es im letzten Augenblick durch Verdeckung des Gesichtes mit dem Hut oder der Hand. Die Öffentlichkeit erfährt nur, was er wissen lassen will. Beiläufig berichtet seine Presse, er sei ein Fanatiker der Arbeit und Feind von Frauen, Alkohol und Nikotin; er lebe einfach, wisse nichts von Gesellschaft und Festen und lehne sogar, um von der Arbeit an seinem Lebenswerk und im Dienst der Menschheit nicht abgelenkt zu werden, Einladungen an die Höfe von Königen ab.

Die geschickte Werbung verleiht seiner Persönlichkeit

einen legendären Schein und stärkt seinen Kredit mehr als es gelungene Börsengeschäfte vermöchten. Er kann es wagen, an den Weltbörsen eigene Schuldverschreibungen einführen zu lassen; sie werden gezeichnet, zu hohen Kursen gehandelt und geben Hunderte von Millionen in seine Gewalt. Er weiß, was er damit will und tut. Er tritt als Geldgeber von Regierungen auf; es gibt genug Staaten, die Geld brauchen und es nehmen, wo sie es erhalten können. Obgleich seine Zinssätze niedrig sind, macht er doch das beste Geschäft; er leiht die geliehenen Gelder weiter, verdient an Zinsen und Provisionen und erkaufte sich mit der Anleihehergabe nebenbei das Zündholzmonopol des geldbedürftigen Landes. Mehr als ein Duzend Ländermonopole hat er schon in seiner Hand vereinigt, und es sind nicht unbedeutende Staaten, mit deren Regierungen er arbeitet. Die internationalen Finanzkreise haben nur ein Urteil: Dahlskop ist gut; Dahlskop ist erste Klasse; Dahlskopsche Papiere und ihre Zinsen und Dividenden sind so gut wie bares Geld.

Ungern sehen die Weltfinanzmächte den Außenseiter von Erfolg zu Erfolg schreiten. Sie suchen dem Wachsen seines Einflusses und seiner Macht entgegenzuarbeiten, wo sie können. Sie werfen ihm Knüppel in den Weg und stellen ihm Beine, über die er stolpern soll; doch er ist klug, er sieht die Hindernisse und umgeht sie. Er ist der Mann der eiskalten Wirklichkeit, und er verläßt sich auf das Sondergeschick der Natur, seinen Spekulationsfuss; bis jetzt hat er noch stets auf der richtigen Seite gelegen. Die Weltfinanzmächte gewöhnen sich gezwungenermaßen an seine Konkurrenz und rechnen mit ihr, doch sie bleiben auf der Lauer liegen; gibt er sich einmal eine Blöße, dann werden sie sie mit bedenkenloser Rücksichtslosigkeit ausnützen und ihm den wirtschaftlichen Todesstoß versetzen.

Das alles weiß Birger Dahlskop, und er lächelt spöttisch, wenn er darüber nachdenkt. Dieser Augenblick der Blöße wird nie kommen, dafür wird er sorgen. Er ist Herr seines Geldes und seiner Macht, nie wird er sie sich über den Kopf wachsen lassen.

Hermann Kämpfer ist überrascht, Birger Dahlskop so rasch schon bei sich zu sehen; anscheinend hat er die Folgen des „Unfalles“ schnell überwunden.

Dahlskop fährt mit der Rechten über die schwarze Seidenkappe und beklagt sein Pech. Was Herr Dr. Kämpfer als Arzt davon halte? Er befrage ihn — und wisse nichts davon; man finde ihn niedergeschlagen und verlegt in Whitechapel — und er wisse auch davon nichts; als er zum erstenmal einigermäßen zu sich gekommen sei, habe er nicht einmal den eigenen Namen gewußt. Er sei im Innersten erschüttert, und es überlaufe ihn kaltes Grauen, wenn er an die Zukunft denke. Was sei wohl mit ihm? Sei er krank? Sei er drauß und dran, irrsinnig zu werden? Er habe — gezwungenermaßen — an Schizophrenie, an Spaltung des Geistes gedacht. Was solle aus ihm werden? Was solle aus seinem Werk werden, dem er sein ganzes Leben gewidmet habe und dem er mit jedem Atemzug gehöre? Er allein halte die Leitung in Händen; sie ruhe auf seinen zwei Augen; scheide er vorzeitig aus, dann gebe es ein Chaos, ein Durcheinander, das die Weltwirtschaft erschüttere. Unwillkürlich umklammert er Hermanns Hand.

Obgleich Hermann sich viel mit den seltsamen Umständen der Begegnungen beschäftigt hat, hat er nicht erwartet, als Arzt zu Rate gezogen zu werden. Er versteht Dahlskop. Wahrscheinlich hat er schon bedeutende Londoner Ärzte zu Rate gezogen, und sicher haben sie ihm langwierige Beobachtungen und Kuren mit Sanatoriumsaufenthalt angeraten, zu denen er sich mit Rücksicht auf seine geschäftlichen Verpflichtungen wohl nicht entschließen kann. Es ist kein Wunder, wenn ein sonst vielleicht gut fundierter, nun aber mit einem Schlag vor die Verzweiflung gestellter Mann die Nerven verliert. Ohne Zweifel ginge es jedem andern ähnlich so; man würde um Rat bitten, wo Hilfe und Heilung auch nur halbwegs zu erwarten wären. Der Fall sei für ihn als Arzt natürlich von besonderem Interesse; er habe schon viel über ihn nachgedacht und danke für das bewiesene Vertrauen.

(Fortf. folgt.)

Herbst im Dorf.

Die Dreschmaschinen singen
Ihr summend' Lied,
Und am Bach auf den Wiesen
Die Zeitlose blüht.

Sie blüht nicht mehr lange,
Denn der Wind weht kalt,
Und bald steht in Flammen
Der grüne Wald.

Die Gänse weiden
Auf dem kahlen Feld . . .
Marienfäden schweben
Durch die blaue Welt.

Sie kommen wie Falter
Von irgendwo her,
Und willst du sie fassen,
So sind sie nicht mehr . . .

Hans Gäßgen.

Abendlied für Isabelle.

Skizze von Walter Persch.

Am Nachmittag weicht der Nebel über Hamburg der andrängenden Sonne. Noch einmal ballen sich die Schwaden in den engen Straßen des Gängeviertels mühsam zusammen. Hier, zwischen den enggedrückten Häusern können sie sich verfrachten und dem Licht ihren flebrigen Widerstand entgegensetzen. Doch bald schrägt ein Sonnenstrahl über die Giebel des Spedsgangs hinein in den Hof, und neugierig tastet sich der kleine goldene Junge durch das kleine Fenster ins Krankenzimmer.

Der Doktor, ein junger Mensch im abgeschabten Rock, ist mit besorgtem Gesicht gegangen. Johannes soll die Mutter schlafen lassen, sie werde nun drei oder vier Stunden nicht erwachen. Den Vater möge er fragen, ob er morgen für den Arzt ein paar Taler bereitlegen könne, es fehlt ihm an Geld und die Schuld werde sonst zu hoch. Auch die Arznei soll aus der „Englischen Apotheke“ geholt und bezahlt werden . . .

Johannes lauscht dem Atem der kranken Mutter — ja, Vater hat kaum die paar Silbergroschen für Brot und Fleisch, und beim Krämer Peterßen werden die Schulden immer gewichtiger. Ich muß arbeiten, sagt Johannes leise, helfen muß ich, sonst machen die Sorgen meinen guten Alten ganz kaputt. Da steht das Klavier in der Ecke eingestaubt, und in all diesen Tagen kann ich nicht spielen — aber Vater will mich zu einem großen Musiker machen, der nicht wie er den Schiffen und Mägden zum Tanz aufspielen soll. „Dich lasse ich nicht von Fufeldunst und Kneipenluft verderben!“ pflegt er zu sagen — aber der Verleger Benjamin hat trotzdem zu meinen Kompositionen kein Vertrauen. „Nach so was fragt kein Mensch, junger Mann“, sagte er händeringend. Ich werde doch zum „Grünen Seeftern“ gehen und fragen, ob es stimmt, daß man den Klavierspieler wegen ewiger Trunksucht hinausgeworfen hat.

Entschlossen nimmt er den Hut vom Haken, schließt leise die Tür und geht durch die Gassen zum Rademacher gang, von den Budbes wegen seiner zwirnsfäbigen Dünne genugsam angestrichelt. Doch wenn er sich mit seinen klaren Augen nach ihnen umblüht, erschrecken die Jüngens vor seiner Güte und werden still.

Johannes Brahms tritt langbeinig und bescheiden in die Kneipe und an die Theke, vor der einige Arbeiter kohlenbehaubt den Felerabend mit Biergläsern einläuten.

„Klavierspieler?“ fragt der Wirt. „Om. Speel mol een' op!“ Brahms setzt sich, sagt seine Hände über die Tasten, daß es nur so blüht. Buntten Bierat schiebt er um die Melodie und schenkt ihr zum Schluß einen wahren Fufeldhor von Akkorden.

„Dummer“, nicken die Arbeiter, „de kann dat ober!“ Der Wirt gibt ihm die Hand: einen Taler jeden Abend, alle Stunde ein Glas Bier — von acht Uhr bis Mitternacht.

Froh und zugleich mit schlechtem Gewissen berichtet Johannes nachher im Hause dem Vater vom Besuch des Doktors. Zur Dämmerstunde kommt Frau Müller, die Nachbarin, zur Krankenwache, und endlich geht der Vater, der am Abend im Bürgerverein zum Tanz spielen soll. Pochenden Herzens schleicht sich auch Johannes davon und kommt eben noch zur bestimmten Uhrzeit in den „Grünen Seeftern“.

So geht es nun Abend um Abend. Arzt, Arznei und Krämer werden bezahlt, ohne daß der Vater es merkt. Vor Mutter fragen dem Blick kann Johannes das Geheimnis zwar nicht bewahren. Sie streicht ihm mit ihrer dünnen Hand über Haar. „Sag es beizeiten selbst dem Vater, hörst Du?“

Nacht für Nacht spielt der langaufgeschossene neue Klavierspieler in der Kneipe „Zum Grünen Seeftern“. Rings um ihn begibt sich ein Leben, daß ihn manchesmal schauern läßt. Menschen lachen, Menschen weinen in dieser Kneipe, alle trinken, und zwischen ihnen geht mit schwebenden Schritten die Tochter des Wirtes einher. Brahms blüht zu dem schwarzhaarigen Mädchen auf wie zu einer Göttin. Er spürt ein fremdes, beglückendes und gefährvolles Gefühl in sich, das ihm täglich ein kleines Lied, eine seltene Melodie schenkt. Manchesmal bekommt dieser junge Mensch Schnaps. Dann schlägt er wie toll in die Tasten, und Männer und Frauen tanzen durch den qualmigen Raum. Er gibt ihnen mehr als den Tanz, dieser Brahms, er formt ihre Stunden zu erfülltem

Glück. Und er sieht in den Tabakschwaden Isabellas schmalen Kopf wie eine köstliche Verheißung schimmern.

Wenn niemand da ist, spielt er nur für sie.

„Fräulein“, sagt er schüchtern einmal, „ich habe ein kleines Lied geschrieben; das soll Ihnen gehören.“

Und aus den Tasten perlt, wie ein Lächeln so zart, ein wehmütig schöner Traum, die Melodie, die nachmals die Worte „Guten Abend — gute Nacht!“ erhielt. Nach dem letzten Ton ist es ganz still zwischen den beiden Menschen. Brahms möchte Isabelles Hand nehmen, doch seine Schüchternheit hockt sich wieder neben ihn, und er schweigt nur. Bis die Tür geht.

„Helmi!“ ruft Isabelle und fällt einem braungebrannten Matrosen um den Hals. Der gibt ihr einen herzhaften Kuß und läßt sich gutmütig dem Musikanten vorstellen.

„Ich soll im Herbst mein Steuermannspatent haben, dann wird Hochzeit gehalten“, lacht er fröhlich.

„Spielen Sie uns noch einmal das kleine Lied!“ bettelt Isabelle.

Ja, seine Hände huschen wieder über die Tasten, und es ist wohl etwas wehmütiger und schöner als vorher. Er verliert sich mit seinem stummen Schmerz ganz in den Tönen, die immer zierlicher, behutsamer ausperlen und bemerkt nicht, daß ein Gast ins Halbdunkel tritt und Isabelle, die ihn bedienen will, abwinkt. Nachher steht er den bekannten Schlapphut neben sich und springt auf.

„Vater . . .“ sagt er schuldbewußt.

„Hannes!“ sagt der Alte mit seiner brummig-guten Stimme.

Peterßen hat eine Rede im Bürgerverein gehalten und Dich den jungen Leuten als Vorbild eines Sohnes gepriesen — so hab ich's erfahren — und welche Melodie spielt Du denn da? Das ist nicht Bach und nicht Haydn . . . Ja, kann es denn sein? Die ist Dir aus dem Herzen gequollen? Gerührt nimmt der Tanzbodenmusiker seines Sohnes Kopf zwischen die großen Hände, seine Augen strahlen. „Siehst Du, Hannes: Du bist doch der Genius! Der kann in der schlimmsten Kneipe die dümmsten Schmarren herunterklimpeln, unter seinen Händen wird alles Musik — nur zwei Dinge darf er nie verlieren: sein echtes Herz und seine tiefe Ehrfurcht.“

Marienfäden.

Eine Legende von J. D. Bringeau.

Wie die Tage kürzer wurden und die Sonne ihre Strahlen mit der süßen Kraft des späten Sommers auf die Wälder brennen ließ, daß es war, als ob die Welt in Flammen stünde, zu dieser Zeit ging Maria über das Land. Sie ging in tiefen Sinnen, denn sie wußte, daß die Welt nun bald das Jesuskind sehen würde. Und sie dachte viel darüber nach, ob Gott ihr nicht größere Gnade gäbe, wenn er ihr das Kind ganz allein ließe, als daß es um der Erlösung der Welt willen vor ihren Augen den schweren Kreuztod litte.

So war sie voll Schwerkmut, wie die weite Landschaft um sie her, wo die Herden auf den kahlen Feldern weideten und die Hirten an den schmelzenden Feuern saßen und sangen, daß es laut durch die dünne Luft klang, die nach Rauch und gepflügter Erde roch.

Und sie weinte.

Als aber Gott das Leid sah, das Maria um seinetwillen trug, schmerzte es ihn, und er dachte ihre Not zu lindern. Und wie eine Wolke, leuchtend und weiß wie brennender Schnee, an ihm vorüberzog, hielt er sie an und flochte sie in viele tausend zarte Fäden und flaumige Tupfen und ging in den Käserhimmel, wo die Mäden und Fliegen, die Spinnen und viel anderes kleines Getier wohnt, das sein Leben nach des Schöpfers Willen vollbracht hat, und ließ ein zierliches Spinnenvölkchen mit den Fäden und Fäden zur Erde reifen.

Und als Maria aufschaute, sah sie vor sich an einem harten Dorn ein hauchfeines Wölkchen schweben, das schien gegen den blauen Himmel wie gleißendes Silber. Sie wandte sich: da war die Welt voller schimmernder Wölkchen, die ohne Schwere wie ein fernes Vogelgeflatter und schön wie irrende Sonnenstrahlen über die Felder spannen, auf denen die Hirten an ihren Feuern saßen.

Da vergaß Maria über der tiefen Schönheit ihren Schmerz, griff mit spielenden Händen nach den zarten Fäden, und wenn sie so viel wie eine Handvoll beisammen hatte, dachte sie sich einen Wunsch aus und sagte: „Er wird sich erfüllen, wenn mein Wölkchen nicht an dem Rosenstrauch hängen bleibt, der dort so rot voll Sagenbütten hängt.“ Das merkten sich die kleinen Spinnenvögel wohl, und sie segelten auf und weit über den Dornenstrauch hinweg in den blauen Herbsthimmel in Gottes ewige Unendlichkeit hinein. Maria aber sah es und freute sich von Herzen, daß alle ihre Wünsche sich erfüllen sollten, und ihr Leid wurde still, wie sie heim ging; und sie weinte nicht mehr.

Später dann nach Jahren, erzählte sie dies Wunder dem Jesuskind. Und das behielt es nicht für sich, sondern verriet es seiner Freundin vom Nachbarhause, mit der es meist auf seines Vaters Zimmerplätze spielte, und sie nannten die Fäden und Silberfäden von diesem Tage an Marienfäden.

Kleine Tragödien im Herbst.

Von Mia Bolland.

Als die Sonne im Mittag stand, trotz ein kleiner Falter aus dem dunklen Gefängnis seiner Verpuppung. Seine Flügel waren gefaltet wie ein weisses Rosenblatt, aber er breitete sie langsam auseinander, um sie von dem unbegreiflichen Glanz überströmen zu lassen, und in einigen Sekunden wurden sie glatt und samtig, leuchtend vom frischen Schmeltz der Farben, wie eben hervorgegangen aus der Hand des Schöpfers. Auf und ab bewegte er die bunten Fächer im lauen Wind, um plötzlich hinaufgerissen zu werden in das brausende Licht. Er stürzte ziellos hin und her, nur hingegen der tanzenden Freiheitsluft nach der schon vergessenen langen Nacht im engen Gehäuse. Hundert bunte Blumen glühten und lockten, ihr Duft war bittersüß, aber sie trugen keinen Honig. Mit zitternden Flügelspitzen hieß er kurze Rast im überschatteten Reich. Seine Unruhe gebot ihm: fliegen, fliegen! Sich wiegen in Glanz und Wärme. Nie mehr kam das Dunkel. — Doch war er allein auf der Welt? Nirgendes begegnete ihm seinesgleichen. Ein Schwarm kleiner Mücken flog vorbei, unscheinbar und häßlich. Keine Gespielen... Wurde der Glanz nicht matter? Und wurde das wundervolle warme Wehen, das ihn getragen hatte, nicht eifig und lähmend? Wo war die Blume, die ihn im Duft ihres Kelches gewiegt? Verwirrt und taumelnd fand er ihre geneigte Blüte. Die samtenen Blätter waren rau und von schmutzigem Braun. Zitternd klammerte er sich an die so grausam Verwandelte und erwartete ahnend das Unbegreifliche. Kalt trotz das Dunkel heran, wie eine böse Spinne, die ihn einspann in ihr zähes Netz und ihm die Flügel lähmte. Eifig umkrallte es den kleinen Körper, dieses liebliche Wunder, gewoben aus Zartheit und Glanz... Als ein neuer Tag aufstieg, ein wundervoller Herbsttag mit Sonne und Wind, lag ein kleiner toter Schmetterling mit zusammengefalteten Flügeln im Reich einer welken Blume.

Als er blühte, der junge Pfirsichbaum, war er der Stolz des Gartens. Dieser Garten hatte sich allmählich losgelöst von aller Architektur. Früher war er ein feiner Park gewesen mit Edeltannen und Rosen, buchsbaumumfakten Wegen und einem Springbrunnen. Aber dann kamen schlechte Zeiten und man wollte Schönheit mit Nützlichkeit vereinen. Der junge Pfirsichbaum stand auf einem kleinen Rasenküß, vor hohen alten Tannen, in die sich ein schlängelnder Pfad verlor wie in eine Wildnis. Er stand da wie ein Kind vor seinen ernstesten würdigen Lehrern und als er blühte, schwebte seine duftige Krone leuchtend angeglüht wie eine rotenrote Morgenwolke vor nachtdunklem Himmel. Bienen umsummten ihn mit ununterbrochenem Gedrumm, eine Drossel setzte sich in seine Krone und erkörte seine Stummheit in einem schmetterndem Jubellied. — Als die Blütenblätter niederrieselten, fast weiß jetzt, aber noch frisch und zart wie erster Schnee, kam ein Mädchen zu ihm in der Dämmerung, so jung und schlank und glatt wie er. Sie schüttelte ihn übermütig, daß die Blüten sie umtanzten und sich in ihrem Haar fingen, lachte laut und ging mit kleinen, hüpfenden Schritten singend um ihn herum. „Ein Vogel wollte Hochzeit machen in dem grünen Ba—albe...“ Schneller wurden die hüpfenden Schritte — „vidirallala, vidirallala, vidirallala—lala...“

Und dann setzten die Früchte an. Hundert Früchte. Der kleine Baum wäre nicht zu so vielen Früchten verpflichtet gewesen, aber er fühlte sich so stark. Stolz hob er die kleinen grünen Dinger in die Sonne. Ein alter Herr kam in den Garten und klopfte ihm das Stämmchen, wie man einem strebsamen jungen Mann auf die Schulter klopft: „Wacker, wacker!“ Regen kam und Sonne in vorschrittmäßiger Abwechslung, und die Früchte wuchsen und wuchsen. Die dünnen Äste bogen sich. Es hätte einem Angst werden können, wenn man es gesehen hätte, aber niemand sah es. Das kleine Mädchen kam wohl manchmal, aber es sah mit verschleierte Augen über das Bäumchen weg und verlor sich dann im Tannendunkel.

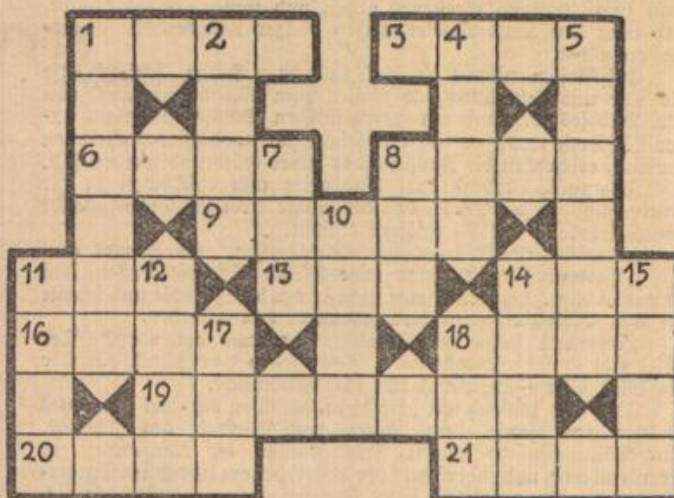
Von dort hörte man Schluchzen. Auch das Bäumchen ächzte, wie ein Mensch, der sich zu viel aufgebürdet hat... Dann kam ein düsterer Tag mit Donner und Regen und brüllendem Sturm. Die alten Tannen bogen sich unter den wütenden Hieben, aber der Pfirsichbaum, nach allen Seiten gezogen und gehemmt durch die Schwere seiner Last, konnte nicht nachgeben. Ein Splintern und Krachen — die größere Hälfte der beladenen Krone lag auf der Erde, und eine klaffende Wunde zog sich den halben Stamm hinunter.

Nach ein paar Tagen stand das Mädchen bläß vor dem gefällten Baum, der mit kindlichem Übermut die Zeit der Reife begonnen hatte. Harte, verschrumpfte, grüne Dinger

baumelten zwischen welkem Laub. An dem stehengebliebenen Ast, der wie eine wehe Klage zum Himmel wies, hingen ein paar Früchte, die sich langsam röteten.

Fünf Ferkelchen, ein Hund und zwei Kinder lugelten in dem großen Bauernhof durcheinander. Es war ein Gesquie, ein Bellen, ein Lachen, daß man Menschen- und Tierstimmen nicht mehr voneinander unterscheiden konnte. Aus dem angrenzenden Garten, einem altmodischen Bauerngarten mit Lavendel und Rosmarin und kugelförmigen roten Rosen, trat eine dicke Bauersfrau mit einem knallbunten Herbststrauch in der Hand. „Irmgard“, schrie sie in das Getöse, „du mußt dich fertig machen zur Abreise, in einer halben Stunde geht euer Zug.“ Und dann zu dem schwächlichen Ding, das sich aus dem Knäuel herauschälte: „Um Gottes willen, wie siehst du aus? Jetzt sind doch alle deine Kleider schon eingepackt!“ Sie drückte dem kleinen Ferien-gast den Strauch in die Hand: „Hier, gib ihn der Mutter, sie wartet schon.“ Die lachenden blauen Augen werden in lang-samen Begreifen ganz groß und starren die dicke Frau ent-setzt an. Abreisen? Gibt es das überhaupt? Das Annele nicht mehr sehen und den Floß, die Kühe und die Wiesen... Ein dämmeriges Zimmer taucht plötzlich nebelhaft auf, ein Tisch, Schulbücher... Durch einen Tränenschleier sieht sie die Mutter auf sich zukommen. „Tut es dir leid, Mausel, freust du dich nicht auf die Rosmarie?“ Wer war Rosmarie? Ein blaßer Schatten, den man sich nicht vorstellen konnte. Nur Annele war Wirklichkeit, Annele der einzige Mensch mit dem man spielen konnte... „Geht euch die Hand. Nächstes Jahr kommen wir wieder.“ Nächstes Jahr? Unvorstellbarer Be-griff. Gerade so unvorstellbar wie Ewigkeit, Gott und Nie-malswieder. Annele betrachtete ihren kleinen Sommergast neugierig. Es tat ihr ja auch leid, daß die immer bereite Spielgefährtin fortging. Aber sie selbst blieb ja da und mit ihr Floß und die Ferkelchen, die Mutter und der Sepp und alles. Ja, eigentlich war Irmgard schon ganz fern. So fremd sah sie aus, beinahe erwachsen. Berlegen reichten sich die Kinder die Hände. Aufbellend sprang der Hund da-zwischen. Fest drückte ihn Irmgard aus Herz, irgendetwas tat so sonderbar weh in der Brust. Es gab keinen Trost... Achlos stolpterten unsichere Kinderfüße über einen bunten Strauch.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Große Sternschnuppe. 2. Löhnung. 4. Fluß in Ostasien. 5. Papier-stück. 7. Augendeckel. 8. Wurfspiel der alten Germanen. 10. Untiefe, Wasserstrudel. 11. Stadt in Mittelitalien. 12. Buddhistischer Mönch. 14. Metall. 15. Eingebildeter Mensch. 17. Nebenfluß der Donau in Bayern. 18. Zahl. — Von links nach rechts: 1. Getränk. 3. Deutsches Gebirge. 6. Schweizer Nationalheld. 8. Gürtelartiges Band. 9. Mahlzeit. 11. Punkt auf der Erdoberfläche. 13. Artikel. 14. Türkischer Titel. 16. Asia-tisches Tafelland. 18. Altes Längenmaß. 19. Fisch. 20. Prophet. 21. Vogel.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 264: Von oben nach unten: 1. Goli. 2. Star. 3. Atelier. 4. Pan. 5. Eva. 6. Leander. 12. Sou. 13. Esel. 14. Sag. 15. Ode. — Von links nach rechts: 3. Apostel. 7. Tal. 8. Aue. 9. Senf. 10. Raab. 11. Dose. 14. Soda. 16. Cos. 17. Aue. 18. Ruester.